Das Geheimniß des Schattens.

Roman von F. Huns.

(20. Fortsetzung).

„Frau Brady ist sehr launig," erwiderte Poule gedankenvoll. „Freilich — trotz Rugs gegentheiliger Behauptung kann immerhin der Kapitän der Schuldige sein. Ich weiß nicht mehr, was ich sagen soll, die Geschichte macht mir Kopfschmerzen."

„Reden wir jetzt nicht mehr darüber," schmeichelte Alix, „versuche zu schlafen. Ich werde dir etwas Leises, Beruhigendes vorsingen."

Harold drückte ihre Hand und gab schweigend damit zu verstehen, wie sehr er sich freute, durch ihre Stimme eingelullt zu werden. Bald hatte Alix denn auch die Befriedigung, ihn in erfrischenden Schlummer versinken zu sehen. Wohl eine Stunde saß sie an dem Bett und wollte gerade die Augen schließen, da trat Thomson auf den Fußspitzen ein. Obgleich ihn seine junge Herrin stirnrunzelnd anblickte, näherte er sich ihr.

„Eine Dame wünscht Mr. Poule zu sprechen," flüsterte er, „und will keine Absage annehmen. Hier ist ihre Karte, Fräulein."

Alix, die noch immer Harolds Rechte umspannte, warf einen Blick auf das Stückchen Karton, das ihr der Haushofmeister auf einem silbernen Teller hinhielt, und fuhr in die Höhe, als sie Frau Bradys Namen las. Eine Sekunde sah sie auf den schlafenden Mann, dann war ihr Entschluß gefaßt, und sanft löste sie seine Hand aus der ihrigen. Mit dem Finger auf dem Mund Schweigen gebietend, bewegte sie sich nach der Thür, gefolgt von Thomson, dem sie draußen, noch immer in leisem Ton, damit Harold nicht erwache, befahl:

„Schicken Sie die Haushälterin zu Mr. Poule, sie soll einstweilen meine Stelle vertreten. Ich werde die Dame selbst empfangen."

Thomson verbeugte sich und begab sich auf die Suche nach der Gewünschten, während Alix die Treppe hinunterstieg und sich im Stillen fragte, warum Frau Brady wohl gekommen sei, und aus welchem Grunde sie Harold zu sehen wünsche. Sicherlich hing ihr Besuch mit der Mordthat und Gilberts dunklem Gebahren zusammen. Das junge Mädchen vermochte nur nicht einzusehen, wie und auf welche Weise Poule der ehemaligen Schauspielerin helfen könne.

Frau Brady, die wunderbar schön in einem modernen Sommerkleid aussah, trotz ihrer blassen Wangen und unruhig leuchtenden Augen, erhob sich bei Alixens Eintritt.

„Sie sind gewiß Miß Parsons," sagte sie. „Kann ich mit Mr. Poule reden?"

„Ich glaube kaum, Frau Brady," erwiderte Alix ruhig, „er wurde verwundet und ist noch immer sehr krank."

„Ich hörte, daß ihn Jemand erschießen wollte," entgegnete sie mit ziemlicher Beherrschung. „Die Wirthin der „Blastorne Arms" erzählte es mir. Ich ging dort hin, um Mr. Ainsley zu sprechen, doch soll er nach London abgereist sein. Als ich darauf von dem Unfall erfuhr, der meinen alten Freund betroffen hatte, eilte ich hierher, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen."

Alix kräuselte ihre Lippen.

„Sie nennen es einen Unfall," zürnte sie, „ich nenne es Mord."

„So ähnlich drückte ich mich vor einigen Minuten aus. Lassen Sie uns nicht streiten, Miß Parsons. Ich komme als Freundin und nicht als Feindin."

„Ich wüßte auch nicht, weshalb wir Gegner sein sollten, Frau Brady."

„Sie vergessen — wir lieben beide denselben Mann."

„Mr. Poule?"

„Mr. Ainsley", gab Frau Brady schnell zurück.

„Da irren Sie. Meine Neigung gehört Mr. Poule, nicht Mr. Ainsley."

„Aber sie sind mit dem letzteren verlobt."

„Ich bitte um Verzeihung, ich bin mit Harold Poule verlobt."

„Sie waren es," erwiderte die Künstlerin etwas verlegen, „doch Gilbert sagte mir" —

„Ich hätte Harold seinethalben den Laufpaß gegeben", endigte Alix den angefangenen Satz. „Leider mußte ich das für einige Tage thun, aber nur gezwungen. Jetzt, wo ich mich mit Harold wieder verstehe, habe ich meine Meinung geändert."

„Sie scheinen etwas launenhaft zu sein", bemerkte Frau Brady und trat ungeduldig mit dem Fuße auf.

„Sie wären es auch gewesen, wenn Sie Mr. Ainsley in meine Lage gebracht hätte." Alix blickte scharf auf Frau Brady, um sich den Erfolg ihrer nächsten Worte nicht entgehen zu lassen. „Er beschuldigte meinen Vater des Mordes an seiner Frau. Damit er ihn bei der Polizei nicht anzeige, entschloß ich mich, seinen Antrag anzunehmen."

„Nichtswürdig, nichtswürdig", murmelte die Schauspielerin und erblaßte. „Aber wir wissen — Sie und ich, werthes Fräulein — wir wissen, daß Gilbert kein guter Mensch ist."

„Dennoch lieben Sie ihn."

„Und Sie möchten wissen, wie das möglich ist", entgegnete Frau Brady heftig. „Ich verstehe, daß mich ein Mann danach fragen kann, doch Sie sind ein Weib und sollten unser Geschlecht kennen. Ich liebe Gilbert, und was er auch thun mag, werde ich ihn immer lieben müssen! Welchen Grund können Sie mir für Ihr erneutes Verlöbniß mit Poule angeben?"

„Keinen anderen, als daß ihm mein Herz gehört", erwiderte Alix lächelnd. „Das mußten Sie doch bereits."

„Ja, Sie beide zusammen sind ein schönes Paar, möchten Sie recht glücklich werden! Ich habe Harold, den ich seit langen Jahren kenne, sehr gern. Aber wagen Sie es, Gilbert Trotz zu bieten?"

„Ich wage und thue es."

„Er kann Ihren Vater festnehmen lassen."

„Das getraut er sich nicht."

„Seien Sie Ihrer Sache nicht zu sicher. Wenn er zu seinem Ziele kommen will, scheut Gilbert vor nichts zurück. Er schob mich sofort beiseite, um Sie und Ihr Vermögen zu erlangen."

„Und Sie erlaubten es ihm?"

Frau Brady senkte das Gesicht und flüsterte leise: „Mir blieb keine Wahl. Gilbert nimmt eben auf Niemand Rücksicht."

„Dieses Mal soll es nicht nach seinem Kopf gehen", gab Alix trocken zur Antwort. „Ich bin der festen Ueberzeugung, daß er mir nicht schaden wird."

„Und Ihrem Vater?"

„Auch ihm nicht. Er ist unschuldig."

„Für schuldig habe ich ihn niemals gehalten," erwiderte die Künstlerin, „doch daran stößt sich Gilbert nicht, er hängt eben Ihrem Papa das Verbrechen an."

„Gerade so wie Ihnen", gab Alix zurück und zuckte mit den Schultern.

Frau Brady stieß ein grimmiges Schrei aus und erhob sich:

„Was bedeuten diese Worte, Miß Parsons?" fragte sie wild.

„Das, was sie ausdrücken. Gilbert sagte meinem Vater, Sie hätten" —

„Es ist eine Lüge", zischte die andere und ballte die Faust, daß der Handschuh zerriß. „Allerdings rieth mir Gilbert, meine Einwilligung zu seiner Heirath mit Ihnen zu geben, sonst würde er mir den Mord in die Schuhe schieben. Ich war leider in einer Lage, in der ich — oh, daß er von allen Männern mich anklagen sollte!"

„Und Sie können wirklich einen Menschen lieben, der eine so niederträchtige Rolle spielt?"

„Ich weiß es nicht. Er ist ein Schurke, ein Lügner, ein — ach, Mädchen, Mädchen, danken Sie Gott, daß Poule ein guter, ehrlicher, ehrenhafter Mann und kein solch verworfenes Geschöpf wie Gilbert Ainsley ist."

„Sie müssen Ihre Neigung bekämpfen, Frau Brady. Er ist Ihrer nicht würdig."

„Das weiß ich — wußte ich all die Jahre; und dennoch — wir Weiber, welche Thörinnen sind wir, wenn unser Herz unseren Verstand regiert! Aber ich muß mich bezwingen. Was Sie mir erzählt haben, erleichtert mir die Arbeit. Der Schuft, er klagt mich an, wo er weiß, daß ich unschuldig bin."

Alix ergriff Frau Brady's Hand und sagte ernsthaft: „Von Ihrer Unschuld bin ich fest überzeugt. Ich werde Ihnen immer eine Freundin sein."

„Freundin! Freundin! Gott weiß, daß ich eine brauche. Ja, meine Freundin, um Ihnen zu beweisen, wie ehrlich ich es mit unserer Freundschaft meine, will ich Ihnen gestehen, wer Frau Ainsley ermordet hat."

„Wer?" fragte Alix mit schnellerer pochendem Herzen.

„Robert Ainsley — Gilberts wahnsinniger Bruder."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Eine neue Spur.

Frau Brady gab diese Auskunft in der ihr eigenen dramatischen Weise. Die erwartete Wirkung auf Alix blieb jedoch aus, „Sie scheinen nicht sehr überrascht", sagte sie ganz enttäuscht.

„Nein, denn ich erwartete, so etwas zu hören."

„Sie erwarteten es?" rief die Schauspielerin nun wirklich überrascht. „Kennen Sie Robert Ainsley?"

„Vor einigen Tagen machte ich seine Bekanntschaft in Plitea. Kapitän Rug beschuldigt ihn auch."

„Rug? Rug? Der Name klingt mir nicht fremd, wo habe ich ihn nur hin?"

„Ich glaube, Ihr Sohn liebt seine Tochter."

Frau Brady nickte. „Richtig, Mary Jane Rug — die richtige Kinderschwärmerei, Miß Parsons. Natürlich. Sie wohnt in Plitea und Robert Ainsley ebenfalls, es fiel mir aber nie ein, die beiden miteinander in Verbindung zu bringen. Wer ist dieser Kapitän Rug, und was weiß er von der Mordthat?"

„Hat Ihnen Gilbert nichts erzählt?"

„Nein. Er spricht sich mit mir nur über das Allernothwendigste aus. Sie sehen, wie offen ich in meiner Freundschaft gegen Sie bin. Miß Parsons, Alix, berichten Sie mir genau, wie die Sache steht, weil ich mich möglicherweise gegen Gilbert zu vertheidigen habe. Er will mich loswerden, um Sie heirathen zu können."

„Das wird ihm nie gelingen", erklärte Alix voller Entschlossenheit. „Ich war dumm genug, mich mit ihm zu verloben, weil ich über den Gedanken an die Gefahr, in der mein Vater schweben sollte, den Kopf verlor. Doch, wenn ich Ihnen alles mittheile, müssen Sie" —

„Selbstverständlich", unterbrach sie Frau Brady, „selbstverständlich erwidere ich Ihre Offenheit. Schulter an Schulter müssen wir stehen, damit Gilbert nicht seinen Willen durchsetzt."

„Ich glaube, er hat den Bogen zu straff gespannt," erwiderte die junge Braut rasch, „lange Zeit hat er hin und her complottirt, aber die Stunde seiner Strafe ist nicht mehr fern."

„Oh," stammelte die Künstlerin, „fügen Sie ihm kein Leid zu!"

„Weder ich noch Harold werden das thun, dafür ist das Gericht da."

„Das Gericht? Glauben Sie, daß er" —

„Daß er selbst seine Frau umgebracht hat? Nein. Harold und ich sahen ihn schlafen, während das Verbrechen ausgeführt wurde. Persönlich hat er die arme Frau Ainsley nicht ermordet, wohl aber seinen Bruder gezwungen, es an seiner Stelle zu thun."

Mit dem Ausdruck des Entsetzens nickte Frau Brady mit dem Kopfe. „So wird es wohl sein, obgleich er die Sache anders darstellt. Mir gegenüber beharrte er auf seiner Unschuld."

„Und erklärte alle anderen für schuldig", spottete Alix. „Doch ich muß zu Poule zurück, und da es besser ist, daß wir uns gegenseitig verstehen, bevor wir auseinandergehen, sollen Sie hören, auf welche Weise ich Kapitän Rug und durch ihn Robert Ainsley kennen lernte."

Sie erzählte hierauf ausführlich von ihrem Besuch in Plitea, wie sie die Adresse des Seemanns erfahren habe und warum Rug in Verdacht gerathen sei. Die Blicke fest auf das Antlitz des Mädchens geheftet, lauschte Frau Brady mit größter Aufmerksamkeit und unterbrach den Bericht kein einziges Mal. Nur ihr Mienenspiel wechselte öfters, besonders als sie von Robert Ainsley's heimlichen Besuch in Blastorne erfuhr.

„Gilbert ist noch schlechter, als ich dachte", sagte sie mit Anstrengung. „Mir hat er eine ganz andere Geschichte erzählt. Er verneinte mit Entschiedenheit, daß Robert hier gewesen wäre."

„Verschwieg er Ihnen das auch an dem Abend, an dem Sie ihn im Gasthof trafen?"

„Ja, auch da. Erst nachdem ich Argwohn geschöpft hatte, gab er es zu."

„So?" rief Alix und zog die Augenbrauen hoch. „Ich denke, er hat alles geleugnet?"

„Zuerst. Doch später als ich erzieh"... Einen Moment hielt Frau Brady inne und erwog im Geiste ihre eigene Lage. „Ich will mit dem Anfang beginnen," fuhr sie hastig fort „damit Sie meine Stellung begreifen und ermessen können, wie ich von Gilbert belogen worden bin."

„Wahrscheinlich hat er Sie in einem fort betrogen", erwiderte Alix kühl.

„Auch mir scheint es jetzt so", seufzte Frau Brady. „Also hören Sie." Dann begann sie hastig, als fürchte sie unterbrochen zu werden:

„Seit Jahren kenne ich die Zwillingsbrüder Ainsley, die sich außerordentlich ähnlich sehen. Nur hat der eine wahrscheinlich alle schlechten und der andere alle guten Eigenschaften der Vorfahren geerbt. Gilbert verfügt über einen sehr starken, Robert über einen sehr schwachen Willen. Gilbert hat stets den anderen beherrscht. Er verschwendete sein eigenes, ihm vom Vater hinterlassenes Vermögen und begann dann das des Bruders anzugreifen. Ich glaube, es war Frau Bendeavour, die den Rest von Roberts Geld rettete. Sie drohte Gilbert, sie werde dem Familienanwalt die Augen öffnen, und zwang ihn dadurch, sich zu fügen. Da also die Quelle seines Einkommens versiegt war, sah er sich nach einer reichen Frau um. Zuerst kam er zu mir, weil ich ihm in meiner Dummheit meine Neigung gezeigt hatte. Ich sollte mit ihm entfliehen, doch ich weigerte mich. Brady hatte mich zwar nie gut behandelt, aber ich mußte an meinen Knaben Tony denken und wollte meinen guten Namen nicht verlieren. Eine Schauspielerin kann nicht vorsichtig genug sein, Miß Parsons. Es finden sich immer Leute, die sie mit Schmutz bewerfen möchten."

(Fortsetzung folgt.)

— Eine häusliche Frau. Besuch: Wo ist denn deine Frau? — Mann: In der Küche. — Besuch: So! Und da klagst du stets, daß sich deine Frau nicht um das Kochen kümmert? — Mann: Ja, sie malt eben ein Bild: „Im häuslichen Herd"

Budget und Etat.

Ursprung der beiden Worte und deren Bedeutung.

Die Worte Etat und Budget, die zu dem eisernen Wortschatz eines jeden Politikers gehören, gebrauchen wir in fast gleichem Sinne. Von wenigen Ausnahmefällen abgesehen, können wir immer das eine für das andere einsetzen. Beide sind fremden Ursprungs, wie die meisten Fachausdrücke der Politik. „Etat" ist aus dem Französischen genommen und eines Stammes mit dem Worte Staat. Beide gehen auf das römische Wort status zurück, das im Spätlateinischen die wirtschaftlichen Einrichtungen des Gemeinwesens und auch die schriftlichen Aufzeichnungen über diese, als Denkschriften, Rechnungen usw. bedeutete. In der ersten Zeit, wo wir dem Worte status in diesem Zusammengange begegnen, bezieht es sich aber immer auf bereits abgeschlossene Dinge: man bezeichnet mit ihm also eine Abrechnung, eine Rechnungslegung. Erst an der Grenzscheide des 15. und 16. Jahrhunderts wechselt die Bedeutung; von da ab wendet man, zunächst ausnahmsweise, bald aber regelmäßig, den Ausdruck gerade auf die kommende Zeit an, also im Sinne eines Voranschlages.

Das Wort Budget hat eine viel interessantere Geschichte. Es ist weiter gewandert als Etat, und seine Spur verliert sich in eine etwas romantische Dunkelheit. Die Herkunft mancher Worte unseres täglichen Gebrauchs ist ja mindestens so zweifelhaft, wie der gewisser Grafenkinder. Aber wir können ihr nachspüren; haben Worte auch keinen amtlich ausgefertigten und abgestempelten Taufschein, so tragen sie doch zeitlebens so etwas wie einen Steckbrief mit sich herum. Die Sprachwissenschaft lehrt uns diesen Steckbrief entziffern. Sehen wir zu, wie er in diesem Falle lautet. Da finden wir denn zunächst einmal, daß das vor unseren Richterstuhl geschleppte Wort sich durch mannigfache Verkleidungen unkenntlich zu machen gesucht hat. Zunächst stellen wir fest, daß es aus England zugewandert ist. Dort hat es Heimatsrechte erworben, hat sich naturalisieren lassen. Denn es ist gar nicht englischen Ursprungs: in seinem Steckbrief lesen wir vielmehr etwas von einer wälschen oder keltischen Abstammung. Und wenn wir nun die wälschen Akten nachschlagen, da finden wir bald seine erste Form: bulga. Lederbeutel heißt das bei uns, oder in modernem „Deutsch" ausgedrückt: Portemonnaie. Von bulga bildeten die für das Niedliche schwärmenden Franzosen das Verkleinerungswort bulgette, Beutelchen, eine merkwürdige Bildung, da doch jedermann gerne ein möglichst großes Portemonnaie — „mit was ein", wie der Berliner sagt — haben möchte. Bulgette klingt heutzutage in Frankreich pochette und bedeutet Täschchen. Als bulgette trat das Wort, wanderlustig geworden, seine große Reise über den Kanal an und kam zu den Engländern.

Daß es dort ein wenig zerzaust und verändert wurde, kann nicht gerade wundernehmen. Die Engländer haben bekanntlich einen Kloß im Munde und machten sich von jeher keine Skrupeln, die zugewanderten Worte nach ihrer Bequemlichkeit umzuformen.

So haben sie denn das arme bulgette beim Kragen genommen, ihm den Schwanz abgehackt und das l in ein d verwandelt. Und auch sein Geschlecht haben sie, die ganz und gar keinen Respekt vor dem Geschlecht der Worte haben, damit gewandelt. Denn daß wir's nur sagen: als leichtes, tändelndes Mädchen war bulgette an den Themsestrand verschlagen, als finsterer, mürrischer Kerl kehrte es nach Paris zurück und nannte sich jetzt le budget, eigentlich der Budget. Die Deutschen aber trauten der ganzen Geschlechtsverwandlung nicht recht und zogen sich dadurch aus der Affäre, daß sie ganz unverbindlich das Budget sagten.

So haben wir also den Ursprung des Wortes aktenmäßig festgestellt. Nun bleibt uns noch zu sagen übrig, was wir unter dem Worte verstehen. Zuerst aber noch eine kleine Geschichte aus England. Dort wurde nämlich das weitgewanderte Wort zuerst in Zusammenhang mit den Tatsachen der Finanzwirtschaft gebracht und in den parlamentarischen Wortschatz aufgenommen. „Wenn das Haus der Gemeinen", so erzählt Heckel, „Subsidien (Gelder für den König) bewilligen sollte, so öffnete gegen Ende des Parlaments der Kanzler der Schatzkammer einen Behälter oder Mappe, in der der Gesetzentwurf enthalten war. Diesen Vorgang nannte man die Oeffnung des Geldbeutels oder des Budgets. Die Urkunde auf Pergament oder Papier stellte gleichsam sinnbildlich den Klingelbeutel des Schatzes und damit gleichzeitig den Schatz der Krone dar." Heute verstehen wir unter dem Worte die ziffernmäßige Aufstellung dessen, was eine Zwangsgemeinschaft, also ein Staat oder eine Stadt oder eine andere Gemeinde, einnehmen und ausgeben hat. Das Budget gibt also Maß und Norm, wie sich das tägliche Leben des Staates regelt, wie seine ununterbrochene Tätigkeit sich vollzieht oder vollziehen soll. Genau dasselbe verstehen wir aber auch, wie gesagt, unter dem Ausdruck Etat. Einen Unterschied machen wir vielleicht nur insofern, daß wir den Voranschlag für einzelne Zweige der Staatswirtschaft lieber Etat nennen (z. B. Etat des Reichsamts des Innern), während wir Budget mehr zur Zusammenfassung aller Einzeletats verwenden. Die langen Zahlenreihen eines Budgets gewinnen Leben, wenn man sie zu betrachten versteht, manche ernste und manche witzliche Geschichte birgt sich in den Kolumnen. Wer es lesen kann, entnimmt den Ziffern eines Budgets, wie der Staat seine Aufgaben erfaßt und wie er sie im Verhältnis zu einander wertet.

Ein altes Tagebuch.

Sehr originell und höchst ergötzlich sind die Aufzeichnungen, welche ein Augsburger Handwerksmeister aus dem Jahre 1715 hinterlassen hat. Es sind freilich nur wenige Blätter, doch sie geben ein charakteristisches Bild von dem Leben der Reichsstädter in früherer Zeit. Den 1. Mai 1715. Ich ließ heute nebst meinem Weibe zur Aber, weil das Wetter so schön war. Nach dem Essen gingen wir auf ein Glas Wein in das Wirthshaus in der Froschlache und blieben daselbst bis vier Uhr. Die Zeche war 55 Kr. Danach machten wir einen Spaziergang vors Tor und aßen zu Nacht. Mein Weib klagte über Magendrücken. Deshalb tranken wir noch ein Glas Wein im Weberhaus. Die Zeche war 30 Kr. Den 2. Mai. Diesen Vormittag war nicht viel zu tun. Ich ging in Meyers Kaffeehaus; mein Weib aber hatte von ihren Nachbarinnen Besuch. Im Kaffeehause gefiel mir's nicht, bezahlte 12 Kr. und ging ins Wirtshaus „Zum Prinzen". Daselbst traf ich verschiedene Bekannte an, blieb also bis gegen zwölf Uhr sitzen und verzehrte 19 Kr. Nach dem Essen kommt eine Kutsche gefahren, welche vor meinem Hause stille hält; darin saß mein Schwager mit seinem Weibe, die mir eine unverhoffte Freude machen wollten. Weil wir nun alle Aderlässer waren, mußte ich mich in den Possen schicken und mich ins Jägerhäuschen schleppen lassen. Hier hieß es: „Was befehlen die Herrschaften? Beliebt's Forellen, Krebse, Kapaunen, Hechtlieber? Was beliebt zu trinken: Elsasser, Würzburger, Rheinwein, Mosel, Neckar, roten Schaffhauser? Oder was für Wein sind die Herrschaften sonst zu trinken gewohnt?" Ich bestellte zuerst nur einige Hühnchen und eine Flasche Neckarwein. Allein ich sah wohl, daß man mehr von mir erwartete, deshalb ließ ich's nachher gehen wie es wollte. Hierauf trug man auf, als ob ich Hochzeit daselbst hätte. Die Weiber ließen sich's zwar trefflich schmecken, allein bei Zahlung der Zeche fiel die Freude in den Brunnen. Jedoch mit 13 Fl. 45 Kr. war das ganze Wesen richtig gemacht, und wir konnten noch etliche Krebse mit nach Hause nehmen. Den 3. Mai. War Sonntag. Wir gingen in die Kirche, nach derselben vors Tor und dann ins Bäckerhaus auf ein gut Glas Wein, weil man sich doch nach dem Aderlassen nicht genugsam in acht nehmen kann. Die Zeche war 38 Kr. Den Nachmittag fuhren wir nach Haunstetten. Wir wollten nun zwar recht mäßig sein — aber es kam doch ganz anders — und wir verzehrten in aller Stille 9 Fl. und 56 Kr. Denn außer uns war sonst niemand vom Mittelstande daselbst. Wir fuhren gegen Abend wieder nach Haule, und waren sowohl ich als mein Geldbeutel dieses Schmauses überdrüssig. Die Extra-Ausgaben für diesen Tag waren noch 1 Fl. 27 Kr. Den 4. Mai. Für braun Bier 14 Kr. Den 5. Mai. Für drei Maß Bier, zwei Brote und eine Wurst 12 Kr. Im Nunkelspiel verloren 27 Kr.

Eßbare Insekten.

Der Bugong-Schmetterling wird von den australischen Eingeborenen als ein Leckerbissen betrachtet; in Abessinien gilt ein Mahl von Heuschrecken als ein großer Luxus. Der Prionuskäfer war bei den alten Griechen und Römern hochgeehrt; die Honigbiene wird mit viel Vergnügen von den amerikanischen Indianern und Mexikanern verspeist. In Zentralafrika werden Grashüpfer zur Suppe verwandt, während die Araber sie lieber mit Datteln vermischt geraucht essen. Die weiße afrikanische Ameise, die furchtbare Verwüstungen anrichtet, wird auch gern gegessen; wenn man sie aber zu reichlich ißt, so kann sie wie ein Gift auf den Esser wirken. Die Geugru-Raupe, die man in Amerika findet, ist sehr fett; wenn sie geröstet wird, so soll sie an Wohlgeschmack jede tierische Nahrung übertreffen. Auch das Heimchen haben die Griechen verzehrt.

Zarin Annas Eispalast.

Ein Märchenbild, das viele Menschenleben forderte.

Das Jahr 1739 hatte eine große Mißernte für Rußland mit sich gebracht. Da überdies noch der Winter 1739—40 außerordentlich früh und mit einer Kälte hereinbrach, derengleichen seit Menschengedenken nicht erlebt worden ist, wurde die Not im Lande furchtbar. Die Kaiserin Anna, deren Gesundheit schon lange angegriffen war, wurde über das Elend des Volkes sehr niedergeschlagen, und es gab nichts, was sie zu erheitern vermochte. Da entwarfen Graf Biron und Feldmarschall Münnich einen Plan, um für die Kaiserin einen Eispalast auf der zugefrorenen Newa zu bauen. Münnich machte den Entwurf und Biron schaffte die Arbeiter heran. Als der in großem Stil angelegte Bau, der aus gelagten Eisblöcken errichtet wurde, seine halbe Höhe erreicht hatte, brach unter ihm die Eisdecke der Newa ein, wobei ungefähr hundert Menschen ums Leben kamen. Biron und Münnich gaben aber deshalb ihren Plan keineswegs auf. Sie ließen von neuem einen Eispalast aufführen, diesmal aber auf dem festen Lande, und zwar zwischen dem Admiralitätsgebäude und dem Winterpalast. Mehrere hundert Handwerker arbeiteten daran Tag und Nacht. Die ganze Anlage war 52,2 Fuß lang, 16,5 Fuß breit und sollte 20 Fuß hoch werden. Die in Gebrauch genommenen Eisblöcke waren 2 bis 3 Fuß dick. Statt Mörtel wandte man Wasser als Bindemittel an, das man in die Ritzen goß und zufrieren ließ.

Als der Palast fertig war, machte er den Eindruck, als sei er aus einem Stück ausgeführt. Vor dem Bau standen zwei hohe Obelisken. Der Eingang war mit reich verzierten Balustraden versehen, auf denen Vasen aus Eis standen. Die Treppe, die zum Eingang führte, war mit allegorischen Figuren versehen und von acht Kanonen, die ebenfalls aus Eis waren, flankiert. Auch die Mauern des Palastes waren durch Skulpturwerke reicht geschmückt. Zwölf Figuren in Lebensgröße standen in der gewölbten Halle. Rechts und links öffneten sich zwei Säle, ein Vorraum und ein Schlafraum. Dieser war vollkommen eingerichtet und enthielt alle zu einem Schlafgemach notwendigen Dinge, die ebenfalls sämtlich aus Eis hergestellt waren. In einem Versuchszimmer aus Eisblöcken hatte man im voraus ausgeprobt, ob man die Zimmer durch Naphta erleuchten könnte, und die dicken Lichter in große Kandelaber gesteckt. Als man nach Einbruch der Dunkelheit die Zimmer zum ersten Male erleuchtete und auch von draußen die Umgebung durch gewaltige Naphtaflammen erhellte, war es, als sei ein Märchenbild aus der Erde hervorgezaubert worden. Im Schlitten holte man die Zarin ab, der der ganze Hof folgte. Reiter mit Fackeln jagten dem Zuge voran. Nach einer Rundfahrt um den Feenpalast trat sie in eines der Zimmer ein und überschüttete Biron wie Münnich mit Lob- und Ehrenbezeugungen über diese strahlende Herrlichkeit. Darüber, daß vielen Menschen beim Aufführen dieses Baues sowohl Hände wie Füße erfroren waren, sprach natürlich niemand. Unter den Strahlen der Märzsonne schmolz jedoch bald die ganze Herrlichkeit, und nicht lange darauf verschwanden auch ihre Urheber vom Hof. Nach dem Tode der Zarewna, der noch im selben Jahre erfolgte, wurde Biron nach Sibirien geschickt.

Leuchtende Vögel.

Vor einigen Jahren hatte Dr. Lewek beobachtet, daß die blauen Schnabelwarzen der australischen Prachtfinken im Dunkeln leuchteten. Diese Vögel haben auf dem Schnabel einen hochgelb gefärbten Wulst, an den sich zu beiden Seiten je eine Hautwarze anschließt, die sogar bei ausgestopften Exemplaren durch ihren prächtigen hellblauen Seidenglanz auffallen. Dr. Lewek konnte nicht entscheiden, ob das Leuchten dieser Warzen nur auf eine Spiegelung von Licht oder auf eine wirkliche Fluorescenz zurückzuführen wäre. Ein anderer Gelehrter, der jene Beobachtung bestätigen konnte, veranlaßte, daß dem Leipziger Zoologen Professor Shun einige ausgestopfte Prachtfinken zur genaueren Untersuchung übersandt wurden. Dieser Forscher hielt mit seiner Ansicht zurück, bis er junge Vögel der genannten Art lebend untersuchen konnte, und nachdem diese Bedingung erfüllt worden war, berichtete er über die Ergebnisse seiner Prüfung. Der ihm zugestellte Prachtfink war erst sechs Tage alt und noch fast gänzlich nackt, zeigte aber die blauen Schnabelwarzen bereits in voller Ausbildung. Es stellte sich bald heraus, daß diese Organe im Halbdunkel in ähnlicher Weise glühten, wie die Augen bei gewissen Tiefseefischen. Dies Glühen verschwand jedoch, wenn das Zimmer vollständig verdunkelt wurde. Wurde das Licht wieder durch einen kleinen Spalt eingelassen, so tauchte sofort das eigentümliche Schimmern am Vogelschnabel wieder auf, und zwar dann am stärksten, wenn der in der hohlen Hand gehaltene Vogel der Lichtquelle abgewendet war. Als später das Junge bei völliger Dunkelheit chloroformiert wurde, blieb das Leuchten ganz aus.

Aus diesen Tatsachen geht hervor, daß es sich nicht um ein selbsttätiges Leuchten, eine wirkliche Fluorescenz, sondern nur um eine durch die Haut veranlaßte Spiegelung handelt, die sich auch am toten Vogel noch in abgeschwächtem Grade beobachten läßt. Die mikroskopische Untersuchung der betreffenden Hautstellen bestätigten diese Ansicht, da besondere Arten von Zellen, denen man eine Leuchtfähigkeit zuschreiben könnte, gänzlich darin fehlen. Immerhin dürfte jene Eigenschaft, ein gedämpftes Licht mit besonderer Stärke widerzuspiegeln, für den Vogel einen bestimmten Nutzen haben, und zwar namentlich für die noch im Nest befindlichen Jungen. Vermutlich zeigen sie der Mutter im dunklen Nest den Weg an, auf dem sie die geöffneten Schnäbel der Jungen finden und ihnen die Nahrung zuführen kann. Das ist wohl der hauptsächlichere Nutzen der sonderbaren Einrichtung, die denn auch im späteren Alter verloren geht. Sie findet sich auch nur bei den Nesthockern, die in versteckt angelegten Nestern brüten. An einem reichhaltigen Material, das Professor Chun zum großen Teil dem Sammeleifer von Pastor Lindner verdankte, ließ sich nachweisen, daß die Schnabelwülste auch an anderen Vögeln mit ähnlichen Gewohnheiten durch ihre auffällig helle Färbung und starke Entwicklung dem nämlichen Zweck dienen. Die Natur hat aber ihre Absicht noch gründlicher verfolgt, denn sie hat diese Schnabelwarzen oft auch mit feinen Tastkörperchen ausgestattet, die aller Wahrscheinlichkeit nach den jungen Vogel zum Oeffnen des Schnabels veranlassen, wenn die leuchtenden Schnabelwarzen von der Mutter berührt werden. Bei den australischen Prachtfinken fehlt die letztere Eigenschaft allerdings, sie ist vielmehr auf die gelben Schnabelwülste übertragen. Der Schnabel ist außerdem an der Spitze und im Innern noch mit besonders gefärbten Merkmalen versehen, die der fütternden Mutter das Auffinden der Schnäbel ihrer Jungen noch mehr erleichtern.

Vernichtung russischer Archive.

Die Zeitung „Nasch Wjak" erhebt Klage darüber, wie gegenwärtig in Rußland die kostbaren Schätze wertvoller Archive ohne Sinn und Verstand vernichtet werden, wofür sie ein paar Belege aus jüngster Zeit anführt. In Moskau ist das Schloßarchiv, in dem außerordentlich kostbare geschichtliche Urkunden aufbewahrt werden, von einer Horde unwissender Menschen heimgesucht worden, die dort auf Schnaps fahndeten, natürlich vergeblich. Das Unterste ist dabei zu oberst gekehrt, alles liegt zertrümmert in Haufen auf dem Boden verstreut. Gleichfalls in Moskau befand sich ein Archiv des Justizministeriums, wo besonders zahlreiche Urkunden aus der Zeit Peters des Ersten aufbewahrt werden. Die Bolschewiki haben das Archiv mit Beschlag belegt; vorläufig scheinen die kostbaren Sammlungen noch vorhanden zu sein; allein auch sie schweben in größter Gefahr, der Vernichtung anheimzufallen, und dann wären der russischen Geschichtsforschung unwiderbringliche Schätze geraubt. Die russische Zeitung meint, es wäre schon genug, daß ganze Urkundensammlungen dem russischen Volke verloren gegangen seien, womit sie auf die anspielt, die in Warschau, Wilna und an andern Orten des besetzten Gebiets in die Hand der Mittelmächte gelangt sind. Ein schwedisches Blatt hebt hervor, daß auch die schwedische Forschung zu den Leidtragenden gehört, denn in russischen Archiven schlummern seit langem zahlreiche Urkunden aus der schwedischen Großmachtzeit.

Ein anonymes Schreiben führte zu der Verhaftung von vier Männern in Newark, N. J., die die Mutual Distributing Co. systematisch beraubt haben sollen. Die Gesellschaft besteht aus Wirten in Newark, welche große Quantitäten von Spirituosen einkauften und unter sich verteilen, um hohe Preise zu vermeiden. Anthony M. Schuler, Präsident der Gesellschaft, erhielt ein anonymes Schreiben, in welchem er aufgefordert wurde, sein Geschäft zwischen sechs und sieben Uhr morgens zu überwachen. Er mietete gegenüber seinem Geschäft ein möbliertes Zimmer und befolgte den Rat. Eines Morgens fuhr ein Eiswagen vor dem Laden der Gesellschaft, und vier Männer begannen den Wagen mit Whiskey zu beladen. Als sie fertig waren, wurden die Männer festgenommen. Auf dem Wagen befand sich Whiskey im Werte von $1500.

Der 45 Jahre alte Farmarbeiter Carl Austin, welcher in Victor den Farmer MacMosher und seine 18jährige Tochter Blanche mit einer Axt erschlug, ist in der Nähe von Geneva, N. Y., am folgenden Tage verhaftet worden. Der Mörder ist geständig. Er war kürzlich von MacMosher entlassen worden, weil er die Tochter des Farmers mit Anträgen verfolgt hatte.